

Geschichte von unten: Gunter Demnigs „Stolpersteine“



Über Publicity kann sich Gunter Demnig nicht beklagen. Die „Stolpersteine“, die der Kölner Künstler (Jahrgang 1947) im Pflaster verlegt, um an die Opfer des nationalsozialistischen Vernichtungswahns zu erinnern, bilden regelmäßig den Gegenstand ausführlicher Artikel in der Tagespresse, den Feuilletons der großen Zeitungen sowie in Kunstmagazinen. Kein Wunder, denn Demnigs Mixtur – ein schlichtes Ritual, rekordverdächtige Zahlen sowie der

Appell ans Mitgefühl – lässt sich in den Medien besser rüberbringen als das Gros der bisweilen hermetischen Kunst im öffentlichen Raum. Logisch, dass diese Popularität auch Kritiker auf den Plan gerufen hat: So rückte die „Süddeutsche Zeitung“ den „Erinnerungsunternehmer“ vor einiger Zeit in die Nähe eines geschäftstüchtigen, aber geistlosen Routiniers („Er ist mehr Handwerker als Holocaust-Aufarbeiter“). Was im Einzelnen womöglich kritisch zu hinterfragen wäre, geriet hier zur Polemik, zur unfairen Generalabrechnung.

Demnig ficht das nicht an: Rund 43 000 seiner „Stolpersteine“ hat der

rastlose Künstler in rund 1000 Orten in ganz Europa verlegt – ein Ende ist nicht in Sicht, im Gegenteil: Die Warteliste wird länger und länger. Die kleinen Messingplatten mit kurzgefassten Inschriften (Name, Geburtsjahr, Datum und Ort der Deportation) setzt der Künstler in der Regel in den Bürgersteig vor dem letzten Wohnort der NS-Opfer ein. Allein in Berlin, wo das Langzeitprojekt 1997 begann, gibt es mittlerweile 5500 „Stolpersteine“. Sie rufen vor allem Juden ins Gedächtnis, aber auch andere Menschen, die ins tödliche Räderwerk der Diktatur gerieten, beispielsweise Zeugen Jehovas oder Kommunisten.

Was gern vergessen wird: Der Erfolg dieses weltweit größten dezentralen Mahnmals hat viele Väter. Denn die mühsame Spurensuche, die den „Stolpersteinen“ vorausgeht, betreiben unzählige Initiativen vor Ort.

Damit nicht genug: Diese Pioniere einer „Geschichte von unten“ sind es, die das Prozedere rund um die Verlegung organisieren, die später dafür Sorge tragen, dass Gunter Demnigs „Stolpersteine“ nicht in Vergessenheit geraten, so wie das Jahrzehnte lang jenen Opfern der Nazi-Tyrannie widerfahren ist, von deren Dasein die Messingplatten unaufdringlich künden. Zu diesen unverzichtbaren Botschaftern von Demnigs interaktiver Kunst zählen beispielsweise Dorothee Reinhold und ihr Mann Martin Wiebel, die 2006 im Berliner Bezirk Friedrichshain den Verein „KulturRaum Zwingli-Kirche“ gegründet haben. Sie beschäftigten sich intensiv mit dem jüdischen Leben im Quartier Rudolfplatz und stießen in den Archiven auf die Spuren von 14 Menschen, die den Nazis in die Hände fielen, womit ihr Todesurteil gesprochen war. Kürzlich bot Dorothee

Reinhold eine Führung für den Verein „Westwind – Wir Nordrhein-Westfalen in Berlin“. Der Autor, Mitglied des Vereins, schloss sich an und wurde Zeuge, wie Geschichte bei einem „Stolpersteine“-Rundgang durch den Rudolfskiez hautnah erlebbar wird. Liselotte Ackermann, einst wohnhaft am Markgrafendamm, das Ehepaar Dagobert und Erna Ziegel, ansässig in der nahegelegenen Danneckerstraße, oder die Familie von Sigismund Brieger, die gleich um die Ecke, in der Stralauer Allee, lebte – sie alle und andere mehr, deren Existenz die Nazis mit mörderischer Gründlichkeit ausradierten, hat Gunter Demnig mit seiner großartigen „Stolpersteine“-Aktion ins Bewusstsein gebracht. Möglich jedoch war das nur, weil vor Ort eine unermüdliche Graswurzel-Bewegung den Kreis der Kunst kontinuierlich erweitert hat.

Jörg Restorff